

Anstiftung zum Optimismus

Autor(en): **Renninger, Suzanne-Viola**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **82 (2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Suzann-Viola Renninger

ANSTIFTUNG ZUM OPTIMISMUS

Es scheint geborene Optimisten und Pessimisten zu geben. Manche sehen von Kind an zuversichtlich auf das Kommende. Andere fürchten hinter jeder Ecke eine Gefahr. Aber wir reden nicht nur von individuellen Persönlichkeitszügen, wenn wir von Optimismus und Pessimismus sprechen. Wir versehen manchmal auch ganze Zeitalter, Gesellschaften oder Gruppen mit solchen Etiketten. Mal beflügelt eine kollektive Aufbruchstimmung ein ganzes Land, dann wieder wird eine Epoche

durch grabestiefe Endzeiterwartung charakterisiert. Wer kennt etwa nicht die Stereotypen von den optimistischen, etwas oberflächlichen Amerikanern und den pessimistischen, schwermütigen Deutschen?

Ein insbesondere in der Ideengeschichte und Sozialhistorie der Moderne mächtiger Mythos war der Glaube an den stetigen Fortschritt der Naturbeherrschung und die Bewältigung technischer, ökonomischer und sozialer Probleme. Beflügelt von der Aufklärung,



Christian Kvasnicka,
Running Fire Plants III,
Öl auf Leinwand,
60 x 60 cm, 2001

dem Erfolg der Französischen Revolution, der beginnenden Erfolgsgeschichte der USA und dem Aufschwung der Wissenschaften setzte sich der Fortschrittsglaube seit Ende des 18. Jahrhunderts durch – zunächst bei einigen gesellschaftlichen Eliten.

Allerdings schossen etliche der optimistischen Hoffnungsversprechen über das Ziel hinaus. Der technische Machbarkeitsoptimismus erfuhr deutliche Grenzen – von der Titanic bis zu Tschernobyl. Die internationalen Friedenshoffnungen gingen spätestens seit dem Ersten Weltkrieg immer wieder im Kugelhagel unter. Der Glaube an die Befriedung der Wirtschaftskräfte wurde seit dem Schwarzen Freitag Ende der Zwanzigerjahre bis zu den jüngsten Wirtschaftsskandalen und Geldvernichtungen arg zur Kasse gebeten. Die Früchte des sozialen Fortschritts konnten von wichtigen gesellschaftlichen Gruppen keineswegs so rasch geerntet werden, wie es der Mythos suggerierte. Sie tappten in die «Modernisierungsfalle». Das galt etwa für das Proletariat, die Frauen, die Zuwanderer – sie alle mussten länger warten, bis ihre Erwartungen wenigstens partiell eingelöst wurden.

Ob Optimist oder Pessimist, beides sind der Mode unterworfenene Etikettierungen, mit denen sich leicht polemisieren lässt. Wer wie die bekennenden Optimisten Dirk Maxeiner und Michael Miersch in ihrem Essay die Welt als die «Beste aller Welten» lobt, der muss sich den Tadel gefallen lassen, die wissenschaftlichen Daten schlampig zu verarbeiten, um sich die Aufmerksamkeit einer von Schreckensmeldungen gebeutelten Öffentlichkeit zu sichern, die dankbar auch mal etwas Nettes hört. Der Meteorologe Urs Neu vertritt in seinem Artikel jedenfalls die Auffassung, dass der Optimismus in der Klimafrage die Inszenierung einer politischen Richtung ist, die ein auf lange Sicht verant-

wortungsvolles Handeln einem kurzfristigen Wohlergehen opfert.

Wer hingegen warnend den Zeigefinger hebt, der wird schnell als ökobewegter Pessimist abgekanzelt, der Schwarzmalerei mit kritischem Bewusstsein verwechselt und unreflektiert einem apokalyptischen Zeitgeist folgt. Gerhard Schulze weist in seinem Aufsatz darauf hin, dass sich im Kulturpessimismus eine Neurose der Intellektuellen Europas äussert, in der die Skepsis als Tugend gepflegt wird. Doch ohne Skepsis, da ist Schulze ein Optimist, gäbe es auch kein Lernen und damit keinen Fortschritt. Der letzte Beitrag des Dossiers von Max Friedrich betont die konstruktive Funktion von Zukunftsplänen in einer schwierigen Lage. Der Mediziner möchte dazu anstiften, in der psychotherapeutischen Arbeit wie auch in der Erziehung sich weniger auf die Ursachenklärung zu konzentrieren, sondern den Blick vor allem nach vorn zu richten.

«Was heisst Optimismus?» wird der durch den Lauf der Ereignisse abgeklärte Held Candide in Voltaires gleichnamiger Erzählung gefragt. «Ach», antwortet dieser, «das ist die Besessenheit, zu behaupten, alles sei gut, wenn es einem schlecht geht.» In diesem Sinne müsste sich im Pessimismus die Besessenheit ausdrücken, alles schlecht zu befinden, wenn es einem gut geht. Vielleicht ist es ja wirklich so, dass die Verlautbarungen immer einen Gegenpol zur tatsächlichen Situation bilden. Optimistisch gedeutet, würden solche Pessimisten durch ihre Kassandrarufer der Lethargie vorbeugen und verhindern, dass man sich in guten Zeiten mit über dem Bauch gefalteten Händen im Sessel zurücklehnt. Pessimisten wären dann die wahren Optimisten, weil sie zur aufmerksamen Beobachtung der aktuellen Situation anstiften, mögliche Entwicklungen vorwegnehmen und daran glauben, dass die Menschen, rechtzeitig gewarnt, zu Veränderung fähig sind. ♦